



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Pancratius Capitolinus : ein Heldengesang in Prosa

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ohne dem gerade beim Lied nur schwer gerecht durchzuführen. Die öffentlichen Vorträge lassen sich kontrollieren, sie spielen aber doch nur eine untergeordnete Rolle gegen den Liedverbrauch in der Hausmusik.

Kommt es also wieder zu Anträgen im Reichstag, so mag der Verein der deutschen Komponisten in der hier angegebenen Richtung vorgehen, aber vorher für bessere Information der Reichsboten sorgen.



Pancratius Capitolinus

Ein Heldengesang in Prosa von Julius R. Haarthaus



ir, Rudolph Constanz Freiherr von Geyr zu Schweppenburg, Kurfürstlicher Durchlaucht zu Köln Kämmerer und Hofrat und Fürstlich Essenscher Amtmann zu Breylich, Herr des Hauses Andrimont und Erbvogt der Markgrafschaft Franckimont, verordnen durch Unsern lieben getrewen Schloßkaplan, den ehrwürdigen Herrn Pancratius Sackmann, Unsern derzeitigen Administrator zu Schweppenburg, was folgt:

In Anbetracht der elenden und gar erbärmlichen Zeitläufte erlassen wir Unsern getrewen Unterthanen zu Niederlützingen, All und Polch für dieses, das 1794. Jahr nach der Geburt unsers Heilands oder das 2547. nach der Erbauung der Stadt Rom, den Frucht- und Weinzehnten, desgleichen dem Pächter Unserer Mühle am Brohlbach die Pacht, ohne Uns Unserer Rechte und Kompetenzen zu begeben, legen vielmehr dafür Unsern Unterthanen, Zehntbauern, Halsen und besagtem Pächter auf, sich am künftigen Montage als am 22. mensis Octobris auf Unserer Burg allhier zur Ableistung der Handdienste einzufinden, auch sich mit Unserm obbemeldten Administrator ernstlich zu beraten, wie dem drohenden Einfall der Gallier, so man gemeiniglich Franzosen nennet, zur Vermeidung arger Kalamität an Leib und Leben, Geld und Gut zu begegnen sei. Unserer getrewen Unterthanen u. Gehorsam gewärtig, haben wir diesen Befehl aussfertigen und Unser Insignel beidrücken lassen.

Gegeben auf Unserm Schloß Schweppenburg, am 19. mensis Octobris A. D. 1794.

So seltsam wie dieses Schriftstück war der Mann, der es aufgesetzt hatte und sich nun anschickte, mit einer Umständlichkeit und Feierlichkeit, die der antiquierten Fassung des Erlasses entsprach, auf eine vorher sorgsam abgezeichnete und mit einer Kreislinie bezeichnete Stelle des Papiers Siegelwachs zu träufeln und dieses mit dem in Messing geschnittenen Wappen derer von Geyr zu verschieren.

Der ehrwürdige Herr Pancratius Sackmann — denn diesen haben wir in eigener Person vor uns — gehörte zu den größten Männern seiner Zeit, wenigstens hinsichtlich seines Körpermaßes. Er durfte sich der stattlichen Länge von sechs Fuß drei Zoll rheinländisch rühmen, und dieser Länge entsprach seine Stärke. Als er jetzt das Pestschaft aufsetzte und zur Vergrößerung des Druckes das Gewicht seines Oberkörpers auf die kleine Fläche des Siegels konzentrierte, begann sogar der mächtige Eichenstisch zu ächzen. An Pancratius Sackmanns Körperkraft war mithin nicht zu zweifeln. Seine Größe kam jedoch nur dem zum vollen Bewußtsein, der den sonderbaren Mann mit der halb geistlichen halb weltlichen Kleidung neben

gewöhnlichen Sterblichen sah, wozu sich freilich selten Gelegenheit bot, da der Niese fast nie ausging und den Verkehr mit andern Menschen nach Möglichkeit vermied.

Wenn es für „obmeldten“ Pancratius einen Lebenszweck gab, so war es die Lösung des nicht ganz leichten Problems, wie seine geistige Bedeutung mit der leiblichen in Einklang zu bringen sei. Denn das stand für ihn von jeher fest: hatte das Schicksal ihn mit einem außerordentlichen Körper bedacht, so hatte es ihm damit auch die Verpflichtung auferlegt, etwas Außerordentliches zu vollbringen. Es konnte auch nicht in der Absicht der gütigen Mutter Natur liegen, mit dem denkbar größten Aufwande von Material einen Koloss aufzubauen und ihn nach Ablauf der einem Menschen vergönnten Lebensfrist thaten- und ruhmlos wieder vergehn zu lassen. Wer als ein Herakles geboren wird, dessen warten auch ungewöhnliche Arbeiten — Arbeiten, die die Welt in Staunen setzen und ihrem Vollbringer einen Platz im Tempel der Unsterblichkeit sichern. Heute freilich — auch das verhehlte sich Pancratius nicht — war es mit körperlichen Arbeiten nicht gethan. Würde ihn das Schicksal dazu berufen, eine große Aufgabe zu lösen, und daß dies einmal geschehn werde, war für Sachmann eine ausgemachte Thatsache, so würde an deren Lösung auch sein Geist mitzuwirken haben. Und weil er dessen gewiß war, so hielt er es für seine Pflicht, besagten Geist nach bestem Vermögen zu schärfen und zu bilden.

War es wirklich die Absicht des Schicksals gewesen, durch unsern Freund Großes geschehn zu lassen, so hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn das Resultat weit hinter seinen Erwartungen zurückblieb. Denn schwerer als ihm war es noch keinem Menschen gemacht worden, außerordentliche Thaten zu vollführen. Ihn, der schon in den ersten Augenblicken seines Daseins die Angehörigen und namentlich die um das Bett der Mutter versammelten Gevatterinnen durch seine Größe in Erstaunen gesetzt hatte, hatte man, noch ehe er den ersten Schrei ausgestoßen hatte, gleichsam als ein lebendes Botivgeschenk für den Himmel und seine Heiligen dem geistlichen Stande bestimmt. Dieses Gelübde mußte erfüllt werden, ganz gleich, ob Pancratius Neigung verspürte, den ihm vorgezeichneten Lebensweg einzuschlagen, oder nicht. Hätte man den ungewöhnlich kräftigen Knaben nach seiner eignen Meinung gefragt, so würde er keinen Augenblick gezögert haben, sich für den militärischen Beruf zu entscheiden, der in jenen kriegerischen Zeiten die besten Aussichten für die Zukunft bot. Pancratius war in dem Eifeldorfe Daun geboren, das damals mit Stolz auf die strategischen Großthaten seines berühmtesten Sohnes, des Grafen Leopold Joseph Daun, sah. Es versteht sich von selbst, daß dieser, zumal seit er bei Kolin und Hochkirch den großen Gegner aufs Haupt geschlagen hatte, den Geist seines jungen Landsmanns im Wachen und Träumen beschäftigte. Hätte Pancratius gewußt, daß auch der Feldmarschall in seiner Jugend für den geistlichen Stand bestimmt gewesen war, aber mit entschlossener Hand den Priesterrock von sich geworfen hatte, wer weiß, ob ihm dies nicht als ein Wink des Himmels erschienen wäre, dem Beispiele Dauns zu folgen. Hier hatte das Schicksal also schon etwas versäumt.

Der Jüngling absolvierte wie tausend andre das Seminar und wurde durch die Freigebigkeit eines wohlhabenden Verwandten in die Lage gesetzt, sich bei den Jesuiten zu Ingolstadt tiefere Kenntnisse der Theologie und des kanonischen Rechts zu erwerben, als sie die Durchschnittsgeistlichen jener Tage hatten. Nun mußte er jedoch, als er wohlgewappnet mit dem Rüstzeuge der Gelehrsamkeit in die Heimat zurückkehrte, die Erfahrung machen, daß die Wissenschaft, der er sechs Jahre seines Lebens geopfert hatte, in der Achtung der Welt stark gesunken sei. Noch gebärdete sich zwar die Theologie als Königin, aber an den Füßen ihres Thrones nagten unablässig feindliche Gewalten, und der Tag schien nicht mehr fern, wo sie und mit

ihr das Institut der römischen Kirche ein Ende mit Schrecken nehmen würde. Die Aufklärung, die Philosophie und die Naturwissenschaft waren noch nicht einmal die schlimmsten unter ihren Feinden, bedenklicher waren die Schlangen der Zweifelsucht, des Widerpruchsgeistes und der Lässigkeit, die sie am eignen Busen genährt hatte, und die nun, vom Geiste der Zeit begünstigt, als gallikanische und febronianische Häresie ihr Haupt erhoben. Sogar das Volk wurde von der antikirchlichen Strömung ergriffen: es gab Dörfer, wo man die Geistlichen bei Nacht und Nebel über die Grenze schaffte und ihnen im Falle der Rückkehr den Tod androhte. Daß also das Schicksal unsern Pancratius zu einer solchen Zeit in den Priesterrock gesteckt hatte, war ein zweiter Fehler gewesen.

Er that, was jeder andre in seiner Lage wahrscheinlich auch gethan hätte: er wartete geduldig auf einen Umschwung der Verhältnisse. Sein Verwandter, der in Beziehungen zum kurfürstlichen Hofe in Trier stand, und dem ein Domherr versprochen hatte, bei Gelegenheit ein empfehlendes Wort für den jungen Geistlichen einzulegen, schmeichelte sich mit dem Gedanken, diesen einst als Kanonikus von St. Simeon zu sehen, weil der Domherr von einer solchen Stelle beiläufig gesprochen hatte. Pancratius begab sich deshalb nach mehreren Jahren des Wartens selbst einmal nach Trier und vernahm dort zu seiner größten Enttäuschung, daß im Kapitel augenblicklich nicht nur keine Aussicht zur Neubefetzung einer Stelle vorhanden sei, sondern daß es in der nächsten Umgebung des Kurfürsten nicht an Aspiranten für das Kanonikat fehle, und daß man auch seit Jahrzehnten keinen Bürgerlichen mehr in das Kapitel aufgenommen habe.

Von diesen drei Gründen reichte jeder einzelne hin, unserm Freunde das Warten zu verleiden. Um eine große Hoffnung erleichtert reiste er wieder nach Hause. Aber der Besuch in Trier war für Pancratius nicht ganz unfruchtbar geblieben. Je mehr die Kirche des heiligen Simeon für ihn an Interesse verlor, desto erhabener und gewaltiger deutete ihn der alte römische Riesenbau, in dessen Quadermauern das christliche Gotteshaus eingefügt oder, wie es dem Beschauer immer deutlicher bewußt wurde, eingeflickt worden war. Zum erstenmal lernte der junge Priester hier die Römer von einer Seite kennen, die ihm Bewunderung abnötigte. Wie mächtig mußte ein Volk gewesen sein, das mitten im fremden Lande so festen Fuß gefaßt hatte, daß es ein solches Bauwerk aufzuführen konnte!

Bisher hatte sich Pancratius unter den Römern kaum etwas andres als Menschen vorgestellt, deren ausschließliche Beschäftigung darin bestand, christliche Märtyrer zu steinigen, mit glühenden Zangen zu zwicken, in Öl zu siedeln, als Ziel beim Bogenschießen zu benutzen oder bei gelindem Feuer langsam zu rösten. Nun wurde ihm mit einemmal klar, daß ihnen eine solche Einseitigkeit gänzlich ferngelegen hatte, und daß sie wenigstens ihre Mußestunden zu Arbeiten verwandt hatten, die ihnen heute so leicht keiner nachmachte. Der riesenhafte Mann fühlte sich zu dem riesenhaften Thorbau durch das Band einer Art von Kongenialität hingezogen. Wie er selbst die Menschen um mehr als Haupteslänge überragte, so reckte sich auch das düstere Römertastell über die Dächer der benachbarten Häuser gigantisch empor. Auch dieser Bau hatte eine lange Zeit des geduldrigen Wartens — man sprach von fünfzehnhundert Jahren — hinter sich, und immer noch schien sich das ihm bestimmte Schicksal nicht erfüllen zu wollen. Pancratius empfand es zum erstenmal als ein Glück, daß er leidlich Latein verstand und sprach; es waren doch die Laute, die dieses Denkmal der Vergangenheit wie ein Gruß aus seiner Jugendzeit anmuten mußten. Wenn er abends im Dämmerlicht um die hohen Mauern strich und sehnsüchtige Blicke zu den Obergeschossen des mächtigen Turmpaares emporsandte, konnte er sich nicht enthalten, die Gebete seines Breviers halblaut vor sich hinzusprechen. Das war zwar Latein, aber ein Latein ohne Troß und Stolz, das zu seinen Em-

pfundungen ebenjowenig paßte, wie der Ton des schrillen Besperglöckleins drinnen im Innern des düstern Quadergefüges zu diesem. Am letzten Tage seines Aufenthalts in Trier nahm er von dem alten Römerthore schmerzlichen Abschied, verkaufte bei einem Trödler seine silberne Sackuhr und erstand für das erlöste Geld die Zweibrücker Ausgabe des Livius. Als römischer Deutscher war Pancrätius nach Trier gekommen, als deutscher Römer hatte er die Stadt wieder verlassen.

Von jetzt an war er mehr in Bibliotheken als in Kirchen zu finden. Er las, was ihm von römischen Litteraturwerken in die Hände kam, obgleich Livius sein erklärter Liebling blieb, der seiner Meinung nach von keinem Früheren oder Späteren übertroffen wurde. Es reizte ihn hierbei wohl mehr der Gegenstand als die Darstellung. Das Ringen des jungen römischen Staats um seine Selbständigkeit, die Thaten der Könige, die ihrer Bedeutung unbewußt ein Weltreich vorbereiteten, die Kämpfe der Republik gegen innere und äußere Feinde erschienen ihm bewundernswürdiger als der Glanz der Kaiserzeit.

In Koblenz, wo er sich, bescheiden, wie er in seinen Ansprüchen war, von dem Ertrage lateinischer Stunden nährte und gelegentlich einen Geistlichen vertrat, lernte ihn ein Herr von Geyr kennen. Dieser suchte gerade einen Hauskaplan für seine Besizung im Brohlthal. Der damals schon ältere Priester gefiel ihm um so mehr, als er seine eignen freieren Anschauungen theilte und zugleich die Fähigkeit zu haben schien, die Schloßbibliothek und eine Sammlung innerhalb des Burgfriedens gefundner römischer Münzen, Inschriften und Antikagalien zu ordnen und zu verwalten. Pancrätius zögerte keinen Augenblick, auf das Anerbieten einzugehn. Nach einer solchen Stelle, wie sie ihm jetzt ohne sein Zuthun geboten wurde, hatte er sich schon lange gesehnt. Er erkannte daraus, daß das Schicksal ihn seiner Bestimmung einen Schritt näher bringen wollte, obgleich er über ihre Art auch damals noch völlig im unklaren war.

Die Bibliothek, die vorzugsweise aus historischen Werken älterer und neuerer Zeit bestand, war in einem Zustande heilloser Unordnung. Sie war zum größten Theil zugleich mit der Burg selbst in den Besiz des Großvaters des jetzigen Herrn übergegangen und seitdem von keiner Hand mehr berührt worden. Die Bücher lagen in einem bisher verschlossenen Zimmer in hohen Stößen an den Wänden entlang aufgestapelt; sie waren unter einer Staubschicht verborgen, die hauptsächlich aus dem feinen grauen vulkanischen Traß bestand, der, aus den Steinbrüchen der Umgegend verschleppt, die durch das Thal führende Landstraße fußhoch bedeckte und sich bei jedem Windstoß als weißliche Wolke in die Luft erhob. Es war ein litterarisches Herkulanum oder Pompeji, das der Wiederauferstehung zum Rechte des Tages harrete. Als Pancrätius zum erstenmal den Raum betrat und den Blick über die Stätte einer verschütteten Kultur schweifen ließ, drohte ihm der Mut zu sinken. So ungefähr muß Herakles ausgesehen haben, als ihn König Augias seligen Angedenkens bei einem Rundgange durch seine Ökonomiegebäude aufforderte, die handgreiflichen Resultate einer viele Jahre lang durchgeführten Stallfütterung in einem Tage zu beseitigen.

Der Gedanke an Herakles richtete unsern Freund denn auch wieder auf, und er beschloß, wie dieser bei dem Reinigungswerke die Elemente zu Hilfe zu nehmen. Hatte der Wind durch die Fugen der schlecht schließenden Fenster den Staub hereingetragen, so sollte er ihn auch wieder beseitigen. Nachdem sich der Burgkaplan und zukünftige Bibliothekar davon überzeugt hatte, daß die chaotische Unordnung des Bücherbestands auch durch den gewaltsamsten Eingriff nicht mehr zu vergrößern war, wartete er auf den ersten starken Weststurm, der, wie man ihm gesagt hatte, im Brohlthale jedem Gewitter voranzugehn pfliegte, schürzte, als dieser sich endlich einstellte, sein geistliches Gewand, versah sich mit einem Besen, öffnete nicht ohne

Anstrengung die lange verschlossenen Fenster der „Bibliothek“ und des ihr gegenüberliegenden Raumes und legte über die papiernen Mauern hin, daß sie in ihren Grundfesten erbeben. Der starke Wind, der durch die ganze Tiefe des Burghauses tobte, ergriff die sich erhebenden Staubwolken und trieb sie durch die Fenster der Ostseite ins Freie, wo sie als lange weißgraue Streifen weiterzogen und erst im Walde jenseits des Brohlbachs verschwanden. Es war ein erhebender Anblick, wie der geistliche Herr so da stand und mit erhobnem Besen den Teufel der Unsauberkeit austrieb, von dem die erlesenen Geister in Pergament und Schweinsleder so manches Jahrzehnt besessen gewesen waren. Der Himmel selbst schien sich des großen Säuberungswerks zu freuen, denn Jupiters Blitze zuckten hernieder und beleuchteten mit bläulichem Licht die wiedergewonnenen Schätze. Die grobe Arbeit war nun gethan, und die feinere, die im sorgfamen Abreiben jedes einzelnen Buches bestand, versprach dem geistlichen Herakles eine lange Reihe genußreicher Tage.

Tage? Nein, daran glaubte er selbst nicht recht. Um in dieses Chaos Ordnung zu bringen — denn Reinigen und Ordnen mußten Hand in Hand gehn —, bedurfte es zum mindesten einiger Wochen. Aber aus den Wochen wurden Monate, aus den Monaten Jahre. Das kam so. Wenn man eine Bibliothek ordnen und dabei nicht dem Prinzip des Kasseler Bibliothekars folgen will, der die seiner Obhut anvertrauten Bücher fein säuberlich nach Größe und Format klassifizierte, so muß man einen Blick auf das Titelblatt werfen. Kennt man das betreffende Buch nun von früher her, so entsinnt man sich meist auch einer Stelle, die man einst mit besonderm Vergnügen gelesen hat, man will die Erinnerung daran auffrischen, beginnt zu blättern, findet die Stelle meist erst nach langem vergeblichen Suchen, liest sie, ist von neuem entzückt, entdeckt stilistische Schönheiten, Gedanken oder historische Thatsachen, die man früher nicht nach Gebühr gewürdigt hat, liest weiter und hört erst auf, wenn man auf der letzten Seite angelangt ist. Kennt man das Buch jedoch noch nicht, so hat man als Bibliothekar die Verpflichtung, sich wenigstens über den Standpunkt und die Absichten des Verfassers zu unterrichten. Dazu bietet die Lektüre des Vorworts die beste Gelegenheit. Da nun aber der Autor im Vorwort seine Stellung zu dieser oder jener Frage meist nur kurz rechtfertigt, im übrigen aber auf dieses oder jenes Kapitel seines Buches selbst verweist, ein Kapitel, aus dem Zusammenhange losgelöst, jedoch leicht zu irriger Auffassung führt, so sieht man sich gewöhnlich genötigt, das bisher nicht gekannte Buch auch zu lesen. Und dazu gehört Zeit, viel Zeit. Die hatte Pancratius nun in so reichem Maße, daß er es sich zum Grundsatz machen durfte, überhaupt jedes Buch von der ersten bis zur letzten Seite zu lesen, ehe er ihm seinen Platz auf den mit eigener Hand gezimmerten Regalen anwies. Von früh bis spät konnte man ihn zwischen den Bücherhaufen stehn sehen, unter dem Arm den Federwedel, über der Schulter das Staubtuch und in der Hand bald einen mächtigen Quartanten, bald ein zierliches Oktavbändchen, das aber zwischen den Riesenfingern unsers Freundes auf Duodez oder Sedez zusammenschrumpfen schien.

Herr von Geyr, der übrigens allsommerlich nur für wenig Wochen in der Burg Aufenthalt nahm, für gewöhnlich aber auf seinen Besitzungen am Niederrhein wohnte, ließ seinen Burgkaplan um so lieber gewähren, als dieser unter dem Bücherwuste einige längst vergessene Dokumente wiederentdeckt hatte, die gewisse mit dem Besitz des Anwesens verbundene Gerechtigkeiten betrafen. So hatte er unter andern Urkunden das Instrument gefunden, aus dem der rechtliche Anspruch der Familie an einen bei Tönnisstein liegenden wertvollen Wald hervorging, der ihr seit langem von den Kolben zu Wassenach streitig gemacht worden war. Der geistliche Herr wußte also, wie man sieht, nicht nur die himmlischen, sondern auch die irdischen Vorteile des Hauses zu wahren, und der Gehalt, den er erhielt, oder in

bösen Jahren wenigstens gutgeschrieben bekam, durfte als keine schlechte Kapitalanlage gelten.

Leider erschienen der bösen Jahre immer mehr. Die Ereignisse in Frankreich warfen ihre düstern Schatten bis an den Rhein. Handel und Wandel begannen zu stocken, und alles deutete darauf hin, daß die scheinbare Ruhe, die im Lande herrschte, nur die Stille vor dem Sturme war. Im Brohlthale hatte man im allgemeinen von den Absichten der Republikaner nur höchst unklare Vorstellungen. Was man gelegentlich von Koblenz erfuhr, wo sich die versprengte Aristokratie Frankreichs sammelte und in einer aus Verzweiflung, Rachedurst und unglaublichem Leichtsinne gemischten Stimmung den kommenden Tagen entgegen sah, war so widersprechend, daß es die Gemüther mehr verwirrte als beruhigte.

In diesen trüben Zeiten erlebte Pancratius eine unerwartete große Freude. Schon immer waren im Burgbereich und namentlich auch in dem seit Menschengedenken zu Heilzwecken benutzten Salzbrunnen, der in einem nur wenig hundert Schritt entfernten Thälchen sprudelte, römische Münzen und Votivgaben gefunden worden. Unser Freund hatte eine ansehnliche Kollektion davon geordnet und katalogisiert und hierbei die Beobachtung gemacht, daß Münzen und Inschriften in ununterbrochener Folge einen größeren Zeitraum umfaßten. Er glaubte daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß in der Gegend eine dauernde Niederlassung der Römer bestanden habe, und hegte im stillen die Vermutung, daß diese eben an der Stelle, an der sich jetzt die Schweppenburg erhob, zu suchen sei. Der Ort war in der That für die Anlage eines besetzten Lagers oder Kastells der allergünstigste. Der niedrige, ziemlich isoliert liegende Hügel beherrschte das ganze Thal, er bot Schutz gegen feindliche Überfälle wie gegen das Hochwasser, das sich zu Ende des Frühling fast alljährlich einstellte, und erlaubte überdies der etwaigen Besatzung, sich im Notfall unbemerkt in den dahinter ansteigenden Bergwald zurückzuziehen. Diese Vermutung sah Pancratius bestätigt, als man beim Ausschachten eines neuen Spargelbeetes im Burggarten auf einen Votivaltar stieß, den, wie die vorzüglich erhaltene Inschrift sagte, Soldaten der sechsten, zehnten und zweiundzwanzigsten Legion dem Mars Militaris, dem Hercules Sazanus und dem Genius des Ortes gewidmet hatten. Der Altar wurde im Bibliothekzimmer aufgestellt und war von nun an das Heiligtum, an dem der Burgkaplan seine liebsten und brünstigsten Andachten verrichtete. Jetzt konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß die Stätte, an der er lebte und wirkte, durch klassische Erinnerungen geheiligt war. Der Genius des Ortes waltete auch heute noch, er war es, der den eifrig Suchenden auf so wunderbare Weise belohnt und ihm zur Bestätigung seiner scharfsinnigen Hypothese das schöne Denkmal in die Hände gespielt hatte.

Aber der Altar war auch noch andern Gottheiten gewidmet. Zunächst dem Hercules Sazanus. Auch darin sah Pancratius eine geheime Beziehung auf sich selbst. Man hatte, um den Stein zu heben, über der Grube eine Winde aufgestellt. Aber die Stricke waren gerissen, ehe sich die gewaltige Last noch merklich aufgerichtet hatte. Da war Pancratius, einer Eingebung folgend, in die Vertiefung gesprungen, hatte den Stein mit seinen Armen umklammert und ruckweise bis über den Rand des Loches emporgehoben, wo er von andern Händen gehalten worden war, bis ihn der Herr Kaplan, nachdem er eine Schulter darunter geschoben hatte, mit dem Aufwand seiner höchsten Kraft ganz ans Licht gefördert hatte. Das war eine Leistung, der sich Hercules Sazanus nicht hätte zu schämen brauchen, und nun fand sich, daß sie gerade diesem zu Ehren vollbracht worden war.

Nun blieb noch der Mars Militaris übrig. Der Beinamen des Gottes war ungewöhnlich. Aber Pancratius war tief genug in den Geist der spätern Latinität eingedrungen, daß er ihn richtig deuten konnte. Hier war nicht der Kriegsgott

im allgemeinen, sondern der spezielle Beschützer der Legionare und ihres Lagers gemeint. Ein neuer Beweis dafür, daß auf der Fundstelle ein römisches Kastell gestanden hatte! Der Burgkaplan hielt es für angezeigt, die in den Kellermauern noch erhaltenen Teile eines ältern Gebäudes, das sich bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hier erhalten hatte, auf ihre Konstruktion hin zu untersuchen. Er hoffte Spuren römischer Fundamente zu finden, was ihm jedoch nicht gelang, so sorgsam er auch jeden Stein mit seiner Blendlaterne beleuchten und untersuchen mochte. So sehr ihn auch hier eine Bestätigung seiner Vermutungen gefreut hätte, so wenig schmerzte ihn doch der Mißerfolg der Kelleruntersuchung. Er war seiner Sache schon zu gewiß, als daß er noch irgend eines weitem Beweises bedurft hätte. Die erhebende Thatsache stand unumstößlich fest: Er, Pancratius Sackmann aus Daun, war vom Schicksal dazu ausersehen, eine Stätte mit historischer Vergangenheit zu hüten und als ein *civis romanus* mitten im Barbarenlande das Andenken an antike Großthaten und Tugenden wachzuerhalten.

Dieser Gedanke, anfangs ein harmloses Spielzeug seines Geistes, eine bunte Kugel, mit der er in müßigen Stunden Fangball spielte, wurde bei ihm allmählich zu einer Art von fixen Idee. Er begann sich immer mehr als Römer zu fühlen und schrieb seinem Herrn eines Tags einen Brief, worin er unter Hervorhebung der republikanischen Einfachheit seiner Sitten erklärte, daß er in Zukunft auf seinen Gehalt verzichte. Herr von Geyr nahm diese Erklärung nicht weiter übel, er stimmte ihr um so lieber zu, als er in der letzten Zeit große Verluste erlitten hatte und sich gezwungen sah, seine Ausgaben auf das allernotwendigste zu beschränken. So kam es, daß auf der Schweppenburg das Gesinde bis auf die alte Siina, eine ehemalige Kammerzofe der gnädigen Frau, der aber seit mehr als dreißig Jahren die Besorgung der Küche und die Pflege der Schweine oblag, entlassen wurde. Pancratius bekam hierdurch auch mehr zu thun. Seit dem Altarfunde hatte er den Burggarten selbst bestellt, teils weil er besürchtete, die Ungeschicklichkeit eines Mietlings könnte bei der Entdeckung von Altertümern nicht mit der nötigen Vorsicht zu Werke gehn, teils weil er gelesen hatte, daß auch Cincinnatus, bevor er zum Diktator gewählt worden war, als praktischer Ökonomiker Bedeutendes geleistet habe. Jetzt übertrug ihm Herr von Geyr die Verwaltung des ganzen Schweppenburger Besitzes, stattete ihn mit weitgehenden Befugnissen aus und machte ihm zur Pflicht, alljährlich am 2. Januar einen Rechenschaftsbericht über das verstrichne Jahr an ihn einzusenden. Mit den Bauern oder, wie Pancratius sie lieber nannte, den „Unterthanen“ wurde er vorzüglich fertig. Seine Größe und seine Körperkraft kamen ihm dabei nicht minder gut zu statten als sein geistliches Gewand. Zudem ließ er sich bereit finden, ihnen in leiblichen und seelischen Nöten beizustehn, und drückte ein Auge zu, wenn die Zehnthühner und Zehntferkel oder die sonstigen Abgaben einmal verspätet oder in mangelhafter Beschaffenheit einliefen. Daß er sich im Verkehr mit den „Unterthanen“ gern der Sprache einer längst vergangenen Zeit bediente, erhöhte den Eindruck seiner „Erlasse“ und schmückte sein Haupt in den Augen der Bauern mit dem Nimbus ungewöhnlicher Gelehrsamkeit.

(Fortsetzung folgt)

